

Drinnen,  
hinter der Tür

• • •



**V**ielleicht ist das die ungewöhnlichste Story, die Sie jemals gelesen haben. Ob Sie mir glauben oder nicht, müssen Sie selbst entscheiden. Ich kann Ihnen nichts beweisen. Ich weiß nur, was ich weiß. Was ich erlebt habe. Das und nichts anderes bringe ich hier zu Papier. Vermutlich werden Sie mich für verrückt halten. Das wäre schade, doch ich würde es verstehen. Es sind schon ganz andere als ich für verrückt gehalten worden, berühmte Männer wie van Gogh, Dalí oder Nietzsche oder Kinski oder Don Quijote. Genau genommen wäre mir das sogar eine Ehre – zu ihnen zählen zu dürfen! Ich gebe zu, daß ich Verrückte dieser Sorte ausgesprochen schätze. Die Nonkonformisten, Außenseiter, die in keine Schublade passen, in keine Partei, keine Armee, keinen Chor. Und auch die Vielzahl derer, die

man für verrückt erklärt, weil sie Unglaubliches behaupten – von UFOs berichten, der heiligen Madonna, dem Mottenmann. Oder Zeitreisende! Was halten Sie davon? Haben Sie davon schon gehört? Ich frage das nicht ohne Grund ...

Dieser Abend jedenfalls, um den es geht, hat einiges für mich verändert. Wenn nicht alles. Er hat mein Leben auf den Kopf gestellt.

Es fing schon merkwürdig an. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als plötzlich mein Bierglas vor mir über den Tisch zu gleiten begann! Wie von unsichtbarer Hand geschoben! Ein schweres Henkelglas, frisch gefüllt bis an den Rand. Niemand von den anderen schien es zu bemerken. Die meisten starrten zu der Fernsehleinwand hin, auf der das Fußballspiel gezeigt wurde. Fassungslos rief ich aus: „Das Bierglas! Seht doch! Wie es sich bewegt!“ Doch als die anderen, zumindest einige von ihnen, unwillig ihre Blicke darauf richteten, stand das Glas schon wieder still.

Natürlich wurde ich verlacht. Ein Bierglas, das über den Tisch wandert! Das war unmöglich. Ich schwor, daß ich es gesehen hatte! Das stachelte die anderen nur an. Spaßeshalber wurde

der Tisch an der Seite etwas angehoben, die Tischplatte in eine leichte Schräglage gebracht. Das Glas rührte sich nicht, blieb fest an seinem Platz. Ich streifte mit dem Finger Kondenswasser von den Seiten des Glases herunter, befeuchtete damit die Tischoberfläche, um eine Rutschbahn, eine Art Aquaplaning, zu erzeugen. Auch das bewirkte nichts. Außer Spott. Sollte ich an mir und meiner Wahrnehmung zweifeln? Ich schätze, daß das Glas knapp einen halben Meter vor mir auf dem Tisch entlanggerutscht ist. Doch ich kann es, wie gesagt, nicht beweisen. Ich weiß nur, was ich weiß, was ich gesehen habe. Und was an diesem Abend geschah. Das mit dem Glas war erst der Anfang.

Mir kam ein verrückter Gedanke: Telekinese! Irgendwann hatte ich gehört, daß Gegenstände durch Geisteskraft bewegt werden könnten. Ich sah mich in der Kneipe um, ob vielleicht jemand in der Nähe war, der sich darauf verstand, der diese paranormale Fähigkeit besaß und der sich einen Scherz mit mir erlaubt hatte. Ein Mann fiel mir auf. Er stand am Tresen, zahlte – und schien in sich hineinzugrinsen. Dabei versuchte er ganz offensichtlich, meinen Blick zu meiden.

Er trat an die Garderobe, nahm eine hellbraune Wildlederjacke vom Haken und statt zum Ausgang ging er zur Toilette. Was sollte ich tun? Ihm folgen? Ihn zur Rede stellen? Ich würde mich nur lächerlich machen. Von wegen Telekinese! Wie viele Gläser hatte ich schon geleert? Drei oder vier? Oder fünf?

Normalerweise trinke ich nicht viel. Den üblichen Vereinsfeiern bleibe ich meistens fern. Daß ich mich an diesem Abend darauf eingelassen hatte, lag an dem Streit mit Sylvia. Ich hasse es, mit Sylvia zu streiten. Trotzdem passiert es immer wieder. Ihr scheint es weniger auszumachen als mir. Als gehörte Streit wie selbstverständlich zu einer Beziehung dazu. Vielleicht nehme ich es auch zu ernst. Sie wirft mir vor, *harmoniesüchtig* zu sein. Als ob Harmonie etwas Schlechtes wäre! Muß man seine Zeit mit Streitigkeiten vergeuden? Ich kann nun mal nicht anders, bin allergisch auf Mißstimmungen jeder Art. Vor allem lenken sie mich vom Schreiben ab. Nur deshalb hatte ich zu diesem Kneipenabend Ja gesagt, an dem mir eigentlich nichts lag. Ich wollte den Kopf frei bekommen. Den Ärger abschütteln. Das Leben ist zu kurz dafür. Von daher: Prost!

Ein Hoch auf Sylvia! Auf unsere hysterische Beziehung! Ich erhob mein wundersames autodynamisches Glas. Dieses Wort fiel mir ein: *autodynamisch*. Es schien zu passen. Doch was nützte das? Es klang nur wichtig, ohne etwas zu erklären. Wie die meisten hochtrabenden Begriffe. Wie die ganze Philosophie! Dieses Glas war ein Mysterium. Und Frauen sind es auch! Durch und durch rätselhaft. Oder nicht? Also: Zum Wohl! Auf die Unergründlichkeit der Frauen!

Vielleicht übertrieb ich es auch. Ganz sicher sogar! Ich spürte, wie mir das Bier lauwarm den Rachen hinunterlief. Als würde ich in einem See aus Bier ertrinken. Was vielleicht nicht das Schlechteste für einen Mann wie mich an einem solchen Abend wäre. Dabei nahm ich die kaum vorhandene Stammwürze wahr, den offensichtlichen Mangel an Bitterstoffen dieses als Bier bezeichneten Gesöffs. Irgendwie schmeckte es verfälscht, verdünnt. Keine Ahnung, was Georg da zusammenmixte. Georg, der Wirt. Mit strähnigem Haar und Hosenträgern, speckigen Jeans und ausgetretenen Sandalen stand er da. Ich sah ihn niemals anders als so. Jeden Abend zapfte er sein dünnes Bier an seinem Tresen. Aus dem Zapfhahn

schoß der blanke Schaum, der sich nur zögerlich verflüssigte. Darum schob Georg stets ein halbes Dutzend Gläser unter dem Hahn hin und her, bis er sie Schluck für Schluck gefüllt hatte. Sein richtiger Name war György. Doch er behauptete, das könne niemand von uns richtig aussprechen. Nur seine ungarischen Freunde, die nebenan Stühle und Tische beiseite geschoben hatten und wieder einmal heftig ihre Bräuche pflegten. Es fiedelte und juchzte und trampelte dort drüben unentwegt, daß der ganze Kneipenboden davon bebte, und durch die einen Spalt breit geöffnete Tür konnte man sie sehen: erhitzte Gesichter und junge Frauen, die wild mit ihren Röcken wedelten, von ihren Tanzpartnern umkreist. Dazu rhythmisch klatschende Hände. Was immer diese Menschen hierher verschlagen hatte, in diese Stadt, sie suchten offenbar ein bißchen Heimat und fanden sie im Hinterraum von Georgs – oder Györgys – Kneipe. Der Lärm der Ungarn mischte sich mit den Rufen der Fußballbegeisterten und dem Stimmengewirr des restlichen Kneipenpublikums zu einer großen allgemeinen Geräuschkulisse, in der anscheinend jeder jeden zu übertönen versuchte. Erstaunlich, wer sich hier alles traf. In dieser



Gegend, die für eine Kneipe denkbar ungeeignet schien. Ringsum kaum Wohnhäuser, nur Industriebauten und einige um diese Tageszeit verlassene Büros. Gegenüber ein großer Gewerbekomplex, der ab dem späten Nachmittag verschlossen dalag. Auch die Kneipe selbst war alles andere als ein gastronomischer Anziehungspunkt, um es einmal so auszudrücken. Von heruntergekommen möchte ich nicht sprechen, das wäre ungerecht, doch auf jeden Fall von dringend renovierungsbedürftig! Speisekarten gab es keine. Falls jemand nach etwas Eßbarem verlangte, hielt Georg eingefrorene Portionen Gulaschsuppe bereit, die er in der Mikrowelle schnellstens erwärmte, oder – als Alternative dazu – eine äußerst fettige und scharfe Wurst. Ansonsten Bier und Spirituosen, die man besser und billiger in jedem Markt an jeder Ecke bekommen konnte.

Auf der Fußballeinwand fiel ein Tor. Gäste sprangen auf und jubelten. Mir war es egal. Fußball hatte mich noch nie interessiert. Ich ließ mir ein weiteres Bier von Georg servieren. Mein leeres Glas nahm er mit. Das Wunderglas. Ich war mir sicher, daß ich mich NICHT getäuscht hatte. Wem kann ich glauben, wenn nicht mir selbst?

Und wenn die ganze Welt einer Täuschung, ihrer Selbsttäuschung, unterliegt – ich bleibe bei dem, was ich sehe, was ich weiß, was ich erlebt, erfahren habe. Oft genug in meinem Leben gab es Situationen, in denen ich damit ziemlich allein dastand. Allein gegen eine übergroße Mehrheit, die Masse der vermeintlich Besserwissenden, der Klugen, der Weltversther, der Begeisterten – für welche „Sache“, für welche Ideen auch immer. Sie schienen mir stets überlegen zu sein. Lehrer, Professoren, Journalisten, Politiker. Doch ich sage mir und sage es allen: Genau betrachtet wäre die Welt friedlicher ohne sie! Davon bin ich überzeugt. Prost, ihr Hochgebildeten, ihr Weisen, die ihr die Mysterien leugnet! Auf euer Wohl, auf euren Horizont!

Ich leerte mein Glas in einem einzigen, ausgiebigen Zug. Bestellte das nächste. Das wievielte? Ich hatte nicht mitgezählt. Wozu auch? Georg führte wie immer seine Strichliste. Darauf wenigstens war Verlaß. Wobei mir mit einem Mal mächtig die Blase zu drücken begann. Jemand redete mich von der Seite an. Keine Ahnung, was er von mir wollte. Ich sagte ihm, ich würde gleich zurücksein. An meinen Platz. Als ich mich schwerfällig

erhob, kam mir der Mann mit der Wildlederjacke wieder in den Sinn. Der mutmaßliche Telekinetiker. Mit schwarzem Haar, schwarzem Bart und markantem Profil – ein Typ wie Abraham Lincoln. Ich hatte ihn nicht von der Toilette wiederkommen sehen. Aber auch nicht darauf geachtet. Nun bahnte ich mir selbst meinen Weg dorthin. Am Tresen vorbei, hinter der Garderobe entlang, einem an der Wand angebrachten Richtungspfeil folgend, darunter ein Schild mit der Aufschrift „Getränkerückgabe“. Wie originell! Ich öffnete eine Tür, betrat den schmalen, muffigen Korridor, der zu den WCs führte. Aus irgendeinem Grund geriet ich dabei ins Stolpern, stürzte – geräuschvoll, wie ich fand – zu Boden. Mitten ins Dunkel hinein, denn das Licht ging aus. War die Deckenfunzel durchgebrannt oder gab es hier so etwas wie einen Zeitschalter? Niemand kam, um nach mir zu sehen. Wer sollte meinen Sturz auch gehört haben bei dem Lärm, der in der Kneipe herrschte? Ich tastete mich an der Wand entlang und eine Treppe hinunter. Wo kam plötzlich eine Treppe her? Wie ein Blinder suchte ich meine Umgebung ab, nach dem Knipser für das Licht, nach der WC-Tür, wonach auch immer. Ob der

Fremde auf mich lauerte? Abraham Lincoln in der Wildlederjacke? Bei dem Gedanken wurde mir unheimlich. Dann traf ich endlich mit der Hand eine Türklinke, drückte sie herunter – und stand auf dem Hof.

Jeder Wirt war gut beraten, seine Hoftür abzuschließen. Georg nahm das offensichtlich nicht so ernst. Auch die Hofbeleuchtung ließ zu wünschen übrig. Ich wollte zurück. Zur Toilette. Doch welche Tür war die richtige? Plötzlich hatte ich zwei vor mir! Sah ich doppelt? Meine Blase drängte. Mir blieb keine Zeit mehr. Ich entschied mich, in den Hof zu pinkeln. An die Hauswand. Es war ja niemand zu sehen. Also öffnete ich den Hosenschlitz und ließ der angestauten Flüssigkeit ihren Lauf. Das erlösende Gefühl kann sich jeder vorstellen. Nach all dem Bier. Kaum zu beschreiben aber war mein Schreck, als plötzlich das Licht anging. Grelles Licht. Ich kam mir vor, wie von Scheinwerfern getroffen. Ein Bewegungsmelder vielleicht? Fehlte bloß noch das Aufheulen einer Sirene! Geblendet stand ich da, in flutende Helligkeit getaucht. Mit entblößtem Glied, das ich rasch verbarg. Ich staunte nicht schlecht, als ich im nächsten Augenblick direkt vor mir an der Wand eine riesen-

hafte Naziflagge sah. Knallrot mit weißem Kreis und schwarzem Hakenkreuz darin. Unglaublich! Im Halbdunkel war sie mir nicht aufgefallen. Wer hatte sie hier aufgehängt? Georg etwa? War das nicht verboten? Im selben Augenblick packte mich jemand unsanft am Arm.

„Sie kommen mit!“

Ich verstand nicht, was das Ganze sollte. Und wie verblüfft war ich erst, als ich draußen, vor dem Haus, wo normalerweise die Gewerbehöfe lagen, riesige Filmkulissen erblickte. Ein ganzer Straßenzug im Stil der dreißiger, vierziger Jahre. Mit Oldtimern. Und Dutzenden Statisten. Es war grandios. Davon hatte ich in der Kneipe überhaupt nichts mitbekommen. Und die anderen? Was ging hier vor? Ich mußte dringend in die Kneipe zurück! Mein Handy, mein Portemonnaie, mein Ausweis steckten in meiner Jacke. Ich hatte sie leichtsinnigerweise über die Stuhllehne gehängt und zur Toilette nicht mitgenommen! Verzweifelt versuchte ich, mich aus dem Klammergriff zu befreien, doch inzwischen wurde ich von beiden Seiten festgehalten. Was ging hier vor? Wenn es einer dieser Gags war, fand ich das nicht lustig!

Wenn sich das jemand ausgedacht hatte, um mich irgendwie zu verulken! Noch ehe ich mir darüber Gedanken machen konnte, verfrachteten sie mich unsanft in ein Auto.

Es war verrückt. Ich wurde entführt! Ich sagte mir: Das ist nicht wahr. Wach auf! Du bist in einem Traum! Wie in einem Computerspiel, einer virtuellen Realität. Hatte mir jemand etwas ins Bier getan? Irgendeine Droge? Die ganze Stadt hatte sich verändert. So altertümlich. Und überall Naziflaggen! Als hätte ich eine dieser Brillen auf, mit denen sich Computerspiele-Freaks gern in 3D-Welten versetzen. Dabei war ich nur durch eine Tür gegangen – und kam mir vor wie Alice im Wunderland! Fehlte bloß noch das weiße Kaninchen. Stattdessen die beiden rabiaten Kerle, die mich auf der Rückbank des Autos in ihrer Mitte hielten. Wie festgenagelt saß ich zwischen ihnen, schräg vor mir der kahl rasierte Hinterkopf eines anonymen Chauffeurs, dessen Gesicht im Rückspiegel nicht zu erkennen war.

Ich stand unter Schock. Ehe ich überhaupt auf all das reagieren konnte, ehe ich meine Sprache wiederfand, hatten sie mich schon der Polizei übergeben. Was wurde hier gespielt? Mir war das

unbegreiflich. Dann mußte ich mich übergeben. Von all dem Bier und den überwältigenden Eindrücken meiner unerklärlichen Lage, die mir auf den Magen schlugen.

„Sauerei!“, schrien sie mich wütend an. „Saukerl, verdammter!“ Und stießen mich in eine Gefängniszelle. Zur Ausnüchterung? Das nahm ich an. Eine Holzpritsche erwartete mich. Mit schmutzig riechender flacher Matratze, auf die ich mich erschöpft fallen ließ. Zu nichts anderem war ich noch fähig. Unfaßbar! Ich war überwältigt – in doppelter Hinsicht: von dem, was mit mir geschehen war, und von denen, die mich gegen meinen Willen an diesen Ort verfrachtet hatten.

Ich ahne schon, was Sie jetzt denken: So ein ausgemachter Quatsch! Wir lassen uns doch sowas nicht erzählen! Glauben Sie mir, ich habe genauso gedacht wie Sie. Habe mir gesagt: Das Ganze nehm' ich dir nicht ab, mein Lieber, das träumst du bloß – werde schleunigst wach! Zumal ich mir wahrhaftig schönere Träume ausmalen konnte, als verhaftet und in eine Gefängniszelle gestoßen zu werden.

Zum Nachdenken blieb mir wiederum kaum Zeit. Schon holten sie mich aus der Zelle heraus. Nicht

dieselben Kerle, andere diesmal, aber ebenso brutal. Ich sagte ihnen, wer ich bin und daß ich mir das alles nicht erklären könne. Ich hatte keinen Grund, zu lügen. Doch mein Bemühen, meine Aufrichtigkeit, nützten mir nichts. Sie packten mich, verdrehten mir die Arme. Preßten meinen Oberkörper auf den Verhörtisch. Ihre Griffe ließen mir kaum Luft zum Atmen. Keuchend brachte ich hervor: „Sie können mich nicht zwingen, bei diesem Blödsinn mitzumachen!“

Ich bildete mir ein, in eine dieser Reality-Shows geraten zu sein. Das war die einzige und letzte Erklärung für mich, an die ich mich noch klammerte. Daß mich zweifelhafte Freunde als Kandidaten vorgeschlagen hatten und daß verborgene Kameras das Ganze live übertrugen. Möglicherweise war ich ja genau in diesem Augenblick auf irgendeinem Fernsehkanal zu sehen. Die schreckten heute vor nichts zurück. Persönlichkeitsrechte? Lächerlich! Mit ihrem Geld würden sie mir hinterher den Mund stopfen wollen. Es wäre ja kein wirklich überzeugender Effekt, wenn das Opfer in den Streich eingeweiht würde. Am Ende hieße es dann: Halb so schlimm! Wir zahlen ja für den erlittenen Schock, für den entstandenen



Schaden. Für Geld gibt man sich schließlich zu allem her. Aber nicht ICH, meine Herren, meine Damen! Nicht mit MIR! Ich pfeife auf die schmierige Gage! Lasse mich nicht kaufen, nicht entwürdigen wie diese Leute, die vor laufenden Kameras Käfer verschlingen oder in Jauche baden. Ich hasse diese Shows! Doch ich war mir sicher, auch für den Fall hatten sie ihre Anwälte. Die würden das regeln. Hauptsache, die Einschaltquote stimmte! Die Werbeeinnahmen. Geschmacklosigkeit grenzenlos. Je schriller, je abartiger, je asozialer, desto besser. Ich war nicht bereit, ihr Clown zu sein, ihr Vergnügungsobjekt im perversen Nachmittags- oder Abendprogramm für gelangweilte fettleibige Konsumenten, die auf Couchen lümmelten. Degenerierte Wesen, die ununterbrochen auf Bildschirme starrten und auf den nächsten Kick warteten, der ihre tief umnachteten Gehirne befriedigte. Vielleicht hatten sie mich ja erwischt als einen der letzten, der sich gegen all das sträubte und der jetzt zur Belustigung aller zur Schau gestellt werden sollte im großen Käfigstudio. Wie im Zirkus oder Zoo. Vorgeführt zur Unterhaltung und Abschreckung zugleich. Zur Warnung an alle, denen vielleicht Zweifel kommen könnten. An

ihrem Dasein.

So viel jedenfalls stand fest: Das war kein Scherz, sondern eine durch und durch niederträchtige Angelegenheit, hinter der wer auch immer steckte. Ich wußte allerdings nicht, wem ich so viel Gemeinheit zutrauen sollte. Witzig fand ich daran nichts. Zumal ich langsam nüchterner wurde. Ich konnte keine Kameras entdecken. Und die Vernehmer wirkten echt. Doch ging ich immer noch davon aus, daß sie in Kostümen steckten, Schauspieler waren, Fernsehleute.

Und wenn es sich am Ende um keine Show handelte? Wer waren sie dann? Wer kam sonst noch in Frage? Entführer? Erpresser? Geiselnnehmer? Geisteskranke?

Positiv denken! Sylvia sagt immer, ich solle positiv denken. Aber was half mir das jetzt? Was soll positiv daran sein, wenn sich meine Welt in eine Gefängniszelle verwandelt?

Krachend fiel die Tür ins Schloß. Eine massive, metallbeschlagene Tür. Unerbittlich wurden die Schlüssel herumgedreht, die eisernen Riegel vorgelegt. Nagelschuhschritte entfernten sich auf dem Gang. Ich konnte hören, wie außerdem noch die Vergitterung des Zellentrakts geschlossen

wurde. Dann trat gespenstische Stille ein. Für Minuten verharrte ich einfach nur. Mit dröhnendem Schädel. Das Gesicht geschwollen. Ich tastete es ab und sah mich um, als müßte es irgendwo einen Spiegel geben. Natürlich gab es keinen. Nur nackte Wände. Die wenigen Details meiner Zelle waren auf einen Blick erfaßt: vier Wände mit schmutzig dunkelgrünem Sockelanstrich, ein winziges vergittertes Fenster in nicht erreichbarer Höhe, die verschlossene Tür. Längs der Zellenwand die hölzerne, am Boden festgeschraubte Bank, in der Ecke ein Waschbecken, ein Wasserhahn, dazu eine Schüssel, ein grau gestreiftes Handtuch, ein angefangenes Stück Kernseife, ein Toilettenkübel. Und mittendrin ich. Bemüht, die Fassung nicht zu verlieren. Ich war wütend. Nach dem Verhör. Es gelang mir nicht mehr, mir einzureden, daß alles nur eine Show sein könnte oder daß ich mir das bloß einbildete, und es nützte mir auch nichts, die Welt, die mich umgab, absurd zu finden. Es war der Welt egal, was ich über sie dachte und ob sie mir gefiel oder nicht. Ich befand mich in dieser Zelle. So viel stand fest. Der Faustschlag, der mich mitten ins Gesicht getroffen hatte, war kein Phantasie-

produkt. Das Blut, das mir über die Lippen rann – ich konnte es schmecken. Realer ging es nicht. Es gibt nichts Realeres als Blut und körperlichen Schmerz.

„Ihre Identität!“

Ich weiß nicht, wie oft mir die Vernehmer diese Worte entgegengebrüllt hatten.

„Ihre Identität!“

Waren diese Typen verrückt oder war ich es? Die Realität schien auf ihrer Seite zu sein. Was sollte ich antworten? Mir fiel nichts Vernünftiges ein. Ich nannte ihnen immer wieder meinen Namen und die Anschrift meiner Wohnung. Was sonst wollten sie von mir hören? Ich konnte ihnen nicht beweisen, wer ich war, woher ich kam. Durchgeprügelt sank ich auf die stinkende Matratze. Mein Dasein reduzierte sich auf diesen Platz, auf meinen Herzschlag und den Schmerz. Die Gedanken rasten. Obwohl ich hundemüde war, fehlte mir jede Ruhe für den Schlaf. Ich fühlte mich absolut erledigt. Ich konnte nur hoffen, daß alles ein wüster Traum war. Vielleicht würde ich im nächsten Augenblick erwachen, an Sylvias Seite, in unserem Bett, an einem wunderschönen Sonntagmorgen. Ich würde aufatmen, mich befreit

fühlen, den idiotischen Traum von mir abstreifen, schnell vergessen. Am gedeckten Frühstückstisch sitzen. Ich fing an, mir das einzureden. Daß ein Erwachen mich befreien, retten würde. Hofften wir nicht alle darauf? Wünschten wir uns nicht am Ende alle zu erwachen? Aufzuerstehen in einer besseren Welt? So sehr weiteten sich meine Gedanken aus. Ich wollte daran glauben, daß es dieses Erwachen gibt. Besonders jetzt, in dieser prekären Situation. Ich wollte glauben, daß ich alles wiederfinden würde, was im Augenblick verloren schien, meine gewohnte Realität, und mehr als das – alles, was in meinem Leben wichtig war und verloren gegangen ist. Menschen und Orte, Momente und Gedanken ...

Noch ehe es hell wurde, holten sie mich wieder zum Verhör. Zwei Kreaturen in Uniform. Sie schleiften mich die Treppen hinunter. Den Geruch ihres schlecht belüfteten Kellers werde ich niemals vergessen. Den Folterkammergeruch. Man erkennt ihn instinktiv, auch wenn man ihm nie zuvor begegnet ist. Ein Geruchsgemisch, getränkt von der Angst der Delinquenten, vom Schweiß der Vernehmer und von der lächerlichen Hoffnung, irgendwie davonzukommen.

Mir war klar, ich gehörte nicht hierher. Die einzige Erklärung, die mir blieb, war die einer Zeitreise. Ich war durch ein Zeitloch gerutscht. Ich stammte nicht von hier. Doch ich konnte keinen Botschafter zu Hilfe rufen. Es gab keine diplomatische Vertretung aus meiner Zeit für mich, niemanden der hier, in dieser Zeit, für mich eintreten würde. Ich fürchtete mich sehr vor weiteren Mißhandlungen und redete mir ein: Alles wird sich irgendwie klären lassen! Vielleicht wollen sie dir nur die Werkzeuge zeigen. Das Zeigen der Folterwerkzeuge reichte den Vernehmern ja oft aus, um einen Delinquenten geständig zu machen. Jedenfalls hatte ich das irgendwo so gelesen.

Ich sah keine Werkzeuge. Und ich hatte auch nichts zu gestehen.

„Ihre Identität!“

„Ich weiß nicht, was hier abläuft“, beteuerte ich.

„Sie haben unsere Fahne beleidigt!“

„Welche Fahne denn?“

„Sie haben sie besudelt!“

Sie meinten natürlich die Nazifahne im Hof von Georgs Kneipe.

„Ich hab 'die Fahne gar nicht gesehen“, sagte ich.

„Erst als das Licht anging.“

„Sie haben gegen die Fahne gepinkelt ...“

„Nicht dagegen! Nur darunter! ... Wo kam das Ding überhaupt her? Wer hängt so etwas auf? Ich dachte, das wäre verboten ...“

Meine Vernehmer wirkten kurz verduzt, dann aber gleich wieder angriffslustig.

„Wer sollte die Fahne denn verbieten?“

Ich stammelte: „Nicht heute ... später ... in meiner Zeit!“

„In Ihrer Zeit?“

„Der Zeit, aus der ich komme.“

„Was soll das heißen?“

„Daß ich nicht von hier bin. Irgendwie bin ich in die Vergangenheit geraten.“

Sie schienen ihren Ohren nicht zu trauen und fragten nochmal nach.

„Wollen Sie etwa behaupten, ein Zeitreisender zu sein?“

„Das ist momentan meine einzige Erklärung.“

Sie sahen sich an, als fragten sie sich gegenseitig, was sie von mir zu halten hatten. Ob ich die Dreistigkeit besaß, sie auf den Arm nehmen zu wollen.

„Aus welcher Zeit stammen Sie denn, wenn man fragen darf?“, wollte der eine wissen.

Ich rechnete nach.

„Aus einer Zeit in ... siebzig, achtzig Jahren etwa. Aus dem nächsten Jahrtausend.“

Das machte sie regelrecht fassungslos. Sie wußten offenbar nicht, ob sie mich für schwachsinnig halten und laut über mich lachen sollten oder ob ich einen weiteren Wutausbruch verdient hätte.

„Damit kommen Sie nicht durch“, drohten sie mir schließlich. „Hier den Irrsinnigen zu mimen!“

Das wiederum wollte ich keinesfalls. Wenn sie wirklich Nazis waren, hätte ich als Irrsinniger schlechte Karten! Ich wußte, daß sie Irrsinnige umgebracht haben. Ich wußte alles über ihre Zeit. Sie dagegen wußten nichts über meine. Nichts über Reality-Shows, Fernsehen in Farbe, nichts von Computern, Internet, Videotelefonie. Mein Handy steckte, wie gesagt, in einer Tasche meiner Jacke in Georgs Kneipe. Das würden sie sich kaum vorstellen können, geschweige denn mir glauben. Sie waren in ihrer Gegenwart gefangen. Ich dagegen wußte nur zu gut, was alles auf sie zukam. Die nicht aufzuhaltende Katastrophe. Während die beiden sich in ihrer Haut noch ziemlich sicher fühlten. Ganz und gar vom Glauben an sich selbst und ihre Zukunft erfüllt. Sie hatten keine Ahnung, wie sehr sie sich irrten. Was ihnen bevorstand. Die



grauenvolle Zerstörung all der Städte. Gigantische Trümmerwüsten. Unzählige Tote.

Sollte ich positiver sein?

„Dann lassen Sie uns doch mal in die Zukunft blicken“, schlug einer der Vernehmer vor. „Was sagt denn die Zukunft über uns?“

Ich zögerte einen Moment, verständlicherweise, und antwortete schließlich: „Daß Ihre Sache nicht gut ausgeht.“

„Wie bitte? Was soll das heißen?“

„Deutschland ist verloren.“

Sie können sich denken, daß meine Prognose die beiden nicht begeisterte. Ihre finsternen Mienen verfinsterten sich nochmals um ein Vielfaches. Zugleich mischte sich ein Ausdruck grimmigen Triumphes in ihre Blicke, und einer sagte in tödlich ernstem Ton: „Ganz wie Sie wollen.“

Dann führten sie mich ab. Ich hatte keine Ahnung, was mir blühte. Für meine Fahnenpinkelei, meine düstere Prophezeiung. Mit der Behauptung meiner Zeitreise brauchte ich ihnen jedenfalls nicht mehr zu kommen. Ich würde sie niemals davon überzeugen können. Zumal mir selbst nicht klar war, wie es mich hierher ver-

schlagen hatte. Zeitschleifen, Raumzeitunnel, Wurmlöcher – Begriffe wie diese kamen mir in den Sinn, ohne daß ich damit etwas anfangen konnte. Ich hatte sie irgendwann aufgeschnappt. Das war Physik, Astronomie, auf höherem Niveau. Nichts, womit ich mich je beschäftigt hatte. Albert Einstein fiel mir ein. Wenn überhaupt jemand Vorstellungen von der Zeit und ihren Eigenschaften hatte, dann er! Vielleicht würde er mir glauben, mir wenigstens zuhören? Aber wie sollte ich Kontakt zu ihm aufnehmen? Das war aussichtslos. Meines Wissens hatte er das Land schon zu Beginn der 1930er Jahre verlassen, war nach Amerika emigriert. Spaßeshalber stellte ich mir vor, wie es wäre, mich mit der Bitte, Einstein anzurufen, an meine Peiniger zu wenden: *Würden Sie eventuell so freundlich sein, mir ein Telefonat nach Amerika zu gestatten und mich mit Herrn Professor Albert Einstein zu verbinden?* Die Klapsmühle wäre mir sicher gewesen! Und selbst wenn es mir gelänge, Kontakt zu Einstein herzustellen, hätte dieser mich wohl auch nicht ernst genommen. Mit meinem Zeitenwechsel war es wie mit dem Bierglas auf dem Tisch, das sich von selbst bewegt hatte. Das paßte nicht in unsere

Wirklichkeit, war etwas, dem unser Verstand einen Riegel vorschob, das wir nicht bereit waren, zu akzeptieren. Wobei ich mich in diesem Augenblick fragte, ob nicht das Universum draußen, der Aufzug des Nachthimmels über dem Gefängnis, weit mehr über unseren Verstand hinausging als das lächerliche, über den Kneipentisch rutschende Glas – nur daß am Universum niemand zweifelte. Ich versuchte, durch das Zellenfenster ein Stück vom unendlichen Nachthimmel zu erkennen. Es gelang mir nicht. Kein Universum! Hatte es sich aufgelöst? Regentropfen trommelten leise gegen die Scheibe. *Der Himmel einer sternlosen Nacht tröpfte seine Nässe aus.* Diesen Satz hatte ich irgendwo einmal gelesen. Ehe ich weiter darüber nachdenken konnte, vernahm ich eine Stimme in meiner Nähe! Was war das? Drehte ich jetzt völlig durch?

„He!“, schien jemand zu flüstern. „He, Neuer! Melde dich!“

Ich ging der Stimme nach. Sie schien aus der Sanitärecke zu kommen. Vom Wasserhahn her. Vom Fallrohr an der Wand. Ich drückte mein Ohr dagegen, um die Stimme besser hören zu können. „Jesus ist bei dir!“, sagte die Stimme nun deutlich

vernehmbar, daß ich fast erschrak.

„Das freut mich außerordentlich“, erwiderte ich gegen das Rohr gerichtet und wollte wissen, wo wir uns befänden, was das für ein Gefängnis sei. Doch die Stimme ging nicht darauf ein. Stattdessen begann sie hingebungsvoll zu singen: „Mir ist Erbarmung widerfahren / Erbarmung, deren ich nicht wert ...“

Dann folgten Klopfzeichen, an denen offensichtlich mehrere Insassen beteiligt waren. Die Signale schienen von näher und von weiter her zu kommen. Über das Rohr, über die Wände. Der ganze Zellentrakt war mit einem Mal auf diese Weise im Gespräch. Bis draußen jemand brüllte: „Schluß damit! Ruhe!“

Abrupt endete der Informationsaustausch und die Gesangsstimme verstummte.

Irgendwie half es mir, daß offensichtlich jemand wußte, daß ich hier war. Daß ich nicht völlig allein war. Die Stimme hatte etwas Vertrauensvolles an sich gehabt. Die Geräusche der anderen hatten mir das Gefühl gegeben, einer geheimnisvollen Gemeinschaft anzugehören, die bislang für mich unsichtbar geblieben war. Noch hatte ich keinen Menschen zu Gesicht bekommen außer die Kerle,

die mich in ihrem Folterkeller bearbeitet hatten. Am nächsten Morgen sollte sich das ändern.

Der Rest der Nacht war in tiefem Schweigen vergangen. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, was es bedeutet, allein mit sich selbst in einer Gefängniszelle zu sein. Die meisten von Ihnen haben das glücklicherweise nie erlebt. Es ist brutal. Mit Worten läßt sich die Verzweiflung kaum beschreiben, die einen überkommt! Man ist sich ausgeliefert, auf sich zurückgeworfen, auf sein nacktes bloßes Ich, sonst nichts! Ohne jede Möglichkeit zu einer Tat! So lag ich da, in Finsternis getaucht. Eine Spur von Mondlicht ließ die Wände auch im Dunkeln ahnbar, sichtbar, fühlbar bleiben. Das Mauerwerk, das mich umschloß, mich in sich einschloß, unerbittlich, nah und kalt. Wie eine Gruft, nur daß man noch nicht tot war. Den Kopf voller Fragen, die mir niemand beantwortete. Was geschehen war und wie mir das geschehen konnte. Ich steckte ja nicht nur in dieser Zelle fest. Mein noch viel größeres Gefängnis war die Zeit. Ich hatte hier, in der Vergangenheit, in die ich ohne jede Absicht hineingeraten war, nichts verloren, nichts zu suchen. Ich gehörte nicht

hierher. Ich war hier fremd. Immer wieder kam mir die Geschichte von Alice im Wunderland in den Sinn. Wie Alice in die andere Dimension geraten war. Durch einen Kaninchenbau. Ein Raumzeit-tunnel? Sie war einem mysteriösen weißen Kaninchen gefolgt, das eine Taschenuhr mit sich trug. Die Uhr – ein weiterer Hinweis auf die Bedeutung der Zeit bei dem, was Alice erlebte, was mit ihr geschah? Das Kaninchen hatte es permanent eilig, fürchtete ständig, zu spät zu kommen. Was steckte dahinter? Was war gemeint? Eine verschlüsselte Symbolik? Oder einfach nur die blühende Phantasie eines Kindes? Eines Buchautors? Manche meinen, daß das Buch eine psychedelische Erfahrung wiedergebe. Glauben Sie das auch? Denken Sie das vielleicht auch bei mir? Möglich wäre es. Vielleicht hat mir irgendwer in Georgs Kneipe Drogen untergejubelt. Ich kann es nicht ausschließen. Andererseits war das, was mit mir geschah, für einen bloßen Rausch viel zu umfassend und zu echt. So echt wie das Wecksignal, das mich am frühen Morgen in der Zelle aus dem Schlaf riß. Aus der tröstenden Bewußtlosigkeit, die mich wenige Stunden betäubt hatte. Nein, das war kein Hirngespinnst! Die Zelle war keine Illusion.

So wenig wie das karge Frühstück, das mir durch die sogenannte Kostklappe hereingeschoben wurde: ein Stück hartes Brot, eine Blechtasse mit schwarzem Kaffee, eine Schüssel mit einem dunkelbraunen Gemengsel darin, undefinierbar, unappetitlich. Dann brach draußen ein Rasseln von Schlössern los, ein Gellen und Schreien, ein Gewirr grober Stimmen und dumpfer Schritte auf dem Gang. Jemand schloß bei mir auf. Man wies mich an, mich unter andere Gefangenen zu reihen und mit ihnen zügig die Treppen hinunterzulaufen. Unten angekommen, öffnete sich eine Tür nach draußen und ich trat aus dem Gebäude, aus dem muffigen Inneren des Gefängnisses an die frische Luft. Die Sonne blendete meine mittlerweile an das Dämmerlicht gewöhnten Augen. Mein erster Hofgang. Ich atmete tief und wurde in den Kreis der anderen Häftlinge eingegliedert. Sie trugen durchweg die gleiche Kleidung wie ich und bewegten sich in einer festgelegten Runde in fester Reihenfolge, einer hinter dem anderen her trotzend, schlurfend, in Holzpantoffeln, unter der Aufsicht von Uniformierten. Die stupide Wanderung vollzog sich um ein Stück Wiese in der Mitte des Hofes, das zu betreten strengstens untersagt

war, wie auch jede andere Abweichung von dem vorgeschriebenen Pfad. An den Seiten ragten die Gefängnismauern und Fassaden mit vergitterten Fenstern auf und begrenzten diesen engen Ausschnitt der Welt auf ihre traurige, kaltherzige Art. Aus irgendeinem Grund jedoch kam mir das Ganze von Anfang an bekannt vor. Ich konnte erst nicht sagen weswegen, aber es fühlte sich an, als hätte ich das alles schon erlebt oder irgendwo erfahren. Besonders da mir zwei Gestalten ins Auge fielen, die mir ein paar Schritte voraus waren und an die ich mich auf irgendeine subtile Art erinnerte. Einer sah von hinten aus wie ein Clown oder clownesker Professor. Er steckte in einer zu großen Jacke und hatte eine Glatze, die von einem Kranz grauer Haarbüschel umwildert war. Der andere hinter ihm war deutlich jünger, von schmaler Gestalt, mit dunklem auf Streichholzlänge geschnittenem Haar. Der Jüngere schien den Glatzkopf hartnäckig zu verfolgen – wobei hier eigentlich jeder jeden verfolgte. Es blieb ja gar nichts anderes übrig. Dieser Verfolger aber drängte sich seinem Vordermann in besonders penetranter Weise auf. Als wolle er ihm in die Hacken treten, ihn von hinten anspringen. Laut hörbar spuckte er



in die Gegend, so daß der vor ihm denken mußte, sein Rücken werde getroffen. Es schien, als würde der junge Kerl den vor ihm gehenden, schlurfenden Älteren ständig provozieren wollen, ja ihn regelrecht hassen. Vermutlich haßte auch jeder jeden hier, bewußt oder unbewußt. Weil niemand es sich ausgesucht hatte, an der stumpfsinnigen Runde teilzunehmen. Jeder hätte nur allzu gern auf die Gesellschaft der anderen verzichtet, war gegen seinen Willen hier, an diesem Ort. Bis auf die Wärter, die sich das selbst ausgesucht hatten, den trostlosesten Job der Welt, als ob sie nichts Besseres mit ihrem Leben anzufangen wüßten. Vielleicht haßten sie sich dafür ja auf ähnliche Art wie die Gefangenen. Im Grunde waren sie selbst Gefangene. Jemand hatte einmal gesagt, Gefängniswärter sei kein Beruf, sondern ein Charakterzug. Auf mich wirkten diese Wächter wie Dompteure einer skurrilen Zirkusvorstellung oder – da es am Publikum fehlte – der Probe einer Zirkusvorstellung. Als würde hier täglich für einen nie stattfindenden Zirkusauftritt geprobt. Die Dressur schien jedenfalls perfekt zu funktionieren, auch wenn diese Nummer wenig Spektakuläres bot: ein Kreisgang anspruchslosester Art, zu dem man einen

Haufen grau gekleideter, müder Männer antrieb. Als tägliches Pensum war eine halbe Stunde vorgesehen, was ungefähr zwanzig Runden ausmachte – das Minimum, um Luft zu schnappen und nicht langsam in der Stickigkeit der Zelle zu verfaulen. Ich bemerkte, daß dem Jüngeren, der dem Glatzkopf folgte, an der linken Hand der Teil eines Fingers fehlte. Auch dieses Merkmal bestärkte mich in meiner Ahnung, mit wem ich es zu tun haben könnte. Der junge Invalide machte keinen Hehl daraus, daß er seine ganze innere Wut, seinen tiefen Groll auf den vor ihm schlurfenden Clown ausrichtete. So hinkte das seltsame Paar Schritt um Schritt uneinholbar vor mir her. Bis der Clown wie aus heiterem Himmel plötzlich vornüberkippte, zusammensackte, zu Boden sank. Alles geriet ins Stocken. Der Clown zuckte wild, verdrehte die Augen. Jetzt konnte ich sein Gesicht sehen, das in diesem Zustand die merkwürdigsten Grimassen schnitt. Der penetrante Verfolger stand ziemlich erschrocken daneben. Als wäre er entsetzt darüber, daß sein Haß in Wirklichkeit umgeschlagen war. Auf einmal schien er seinen Vordermann zu bedauern.

Ein Wärter stellte fest, der am Boden Liegende sei

tot. So selbstverständlich, wie man sagen würde, daß es regnet. Der Clown hatte aufgehört zu zucken. Er atmete nicht mehr. Ein Herzinfarkt? Die Hofgangrunde wurde aufgelöst. Man trieb die Gefangenen zurück in die Zellen.

In diesem Augenblick war ich mir sicher, daß ich das alles kannte, daß ich mich mitten in einem Déjà-vu befand. Oder besser gesagt: in einer Erzählung! Ich wußte daher schon, was als nächstes passieren würde. Am folgenden Tag. Ich war gespannt, ob ich mit meiner Ahnung, meiner Annahme richtig lag. Mit der entsprechenden Erwartungshaltung betrat ich schließlich den Hof. Zunächst schien alles so wie immer abzulaufen: Die Runde schlurfender Gestalten vollführte ihre Wanderung, nur daß der tote Häftling fehlte und sein Verfolger, der junge Invalide, nun einen neuen Vordermann hatte. Einen, der dadurch auffiel, daß er die Posten zu Beginn des Hofgangs immer überfreundlich grüßte, ihnen einen gesegneten Tag wünschte. Alles grinste über ihn. Die Höflichkeit schien deplaziert, doch ernst gemeint. So konnten die Wärter sie ihm weder verwehren, noch ahnden und nahmen sie mit einem säuerlichen Ausdruck hin, stets bemüht, die Masken der

Unversöhnlichkeit den Gefangenen gegenüber zu bewahren. Ansonsten kreiste der Reigen der verhärmten, mürrischen Gestalten wie immer schleppend, lustlos, müde, wie ein Verein von Lendenlahmen um das karge Stück Wiese. An deren Rand fiel heute ein kleiner gelber Punkt ins Auge, eine Löwenzahnblüte, eine Hundebblume, die wie auch immer an diesen Platz geraten war. Genauso wie ich es erwartet hatte! Jetzt mußte es geschehen! Ich lauerte darauf. Ich kannte die Szene ja bereits! Ich sah, wie der junge Invalide vor lauter Aufregung alle paar Meter die Gangart wechselte, bis er sich in der vorletzten Runde plötzlich bückte, wie um an seinem heruntergerutschten Strumpf zu fummeln – und blitzartig nach der Blume griff, sie abriß und sich einsteckte. Sofort befand er sich wieder in der Reihe, trottete weiter, als sei nichts geschehen. Niemand außer mir hatte es bemerkt. Niemand außer mir hatte eine Ahnung davon, daß wir uns mitten in einer Erzählung befanden. Einer Story, die erst noch geschrieben werden mußte, Jahre später.

Vielleicht kennen Sie diese Erzählung ja. Vielleicht ist der Autor Ihnen ein Begriff. Daß ich in seine

Zeit geraten war, mich im selben Gefängnis mit ihm befand, ist absolut verrückt! Ich werde nie den Augenblick vergessen, wie sich die Zellentür öffnete und er zu mir hereintrat: mit einem zusammengeklappten Feldbett in der Hand, unter dem Arm eine Decke, scheu und schlecht rasiert. Der junge Mann vom Hofrundgang, der die Blume abgerissen hatte. Der Schriftsteller! Er stellte sich mir als Wolfgang Borchert vor. Ich starrte ihn fassungslos an. Der berühmte Wolfgang Borchert, der heute in keinem Literaturlexikon fehlt! Beinahe wäre mir bei der Nennung seines Namens herausgerutscht: „Ich weiß.“ Zum Glück konnte ich mir das verkneifen. Es hätte ihn sicher mißtrauisch gemacht. Denn woher sollte ich ihn kennen? Am Ende hielt er mich noch für einen Spitzel.

„Herzlich willkommen“, sagte ich zu ihm und bot ihm einen Platz auf meiner Pritsche an.

„Laß gut sein“, erwiderte er und klappte stattdessen sein Feldbett auf, wobei er leicht ironisch fragte: „Ist`s recht hier, an der Stelle?“

„Wo immer es dir paßt“, sagte ich mit gleicher Ironie, als böte die Zelle jede Menge Auswahlmöglichkeiten.

Wenig später saßen wir, jeder auf seiner kargen

Liegelegenheit, wortlos, ratlos, zu zweit in dem verriegelten Raum. Gern hätten wir wenigstens geraucht oder uns eine Flasche geteilt oder etwas in der Art getan. Aber es gab nichts zu rauchen, nichts zu trinken, nichts zu tun.

„Du bist der mit der Blume“, sagte ich schließlich. Er schaute mich überrascht an.

„Ich hab 's gesehen“, ließ ich ihn wissen.

Reflexartig griff er nach der Jackentasche, als fühle er sich ertappt. Die kleine Blume hatte er immer noch bei sich. Er nahm sie behutsam heraus und hielt sie so, daß ich sie auch betrachten konnte.

„Vielleicht wird daraus mal eine Erzählung“, sagte ich.

Er verstand nicht, was ich meinte.

„Die Sache mit der Blume ist genial“, erklärte ich ihm. „Eine einfache Handlung, aus der sich große Gedanken entwickeln lassen. Wunderbarer Stoff für jemanden, der schreibt. Das riecht geradezu nach Weltliteratur! *Die Hundeblyume!* Nein wirklich, ich meine es ernst. Das hat Potenzial! Ein Gefangener stiehlt eine Blume von der Wiese eines Gefängnishofs. Er nimmt sie mit sich in die Zelle und ist nun nicht mehr allein! Die Blume bringt Licht in seinen Kerker, sie spendet ihm Trost, ver-

leiht ihm Kraft, läßt ihn wachsen, größer werden, stärker, mutiger und hoffnungsvoll, ja letztlich mächtiger als alles, was ihn niederdrückt. Gewissermaßen zeigt die Blume ihm einen Weg zur Freiheit auf. Das mag pathetisch klingen, doch es steckt da drin! Als würde ihn die Blume mit etwas Höherem verbinden. Nennen wir es das Wunder der Schöpfung! Oder Urgrund des Lebens! Oder was auch immer. Schönheit, die Liebe, aus der alles kommt, die Wahrheit, das Reine, Unsterbliche, Heilige, Gott ...“

Borchert hatte mit einem solchen Vortrag nicht gerechnet und wirkte leicht verduzt. Er drehte nachdenklich die Blume in der Hand und sagte schließlich mit abwägendem Nicken: „Keine schlechte Idee.“

Zugleich schien er sich über mich, seinen neuen Zellengenossen, zu wundern und wollte wissen, ob ich selber dichtete.

„Gelegentlich schreibe ich etwas“, antwortete ich ihm. „Leider fehlt mir meistens die Zeit dafür.“

So zumindest in dem Leben, aus dem ich kam, aus dem ich hierher, in diese Zelle, geraten war, wovon Borchert natürlich nichts ahnte. In meiner Jugend hatten seine Texte mich fasziniert, mich selbst

zum Schreiben inspiriert. Seine Erzählungen und Gedichte. Sein Drama „Draußen vor der Tür“, das ihn nach dem Krieg berühmt machen sollte. Aber soweit war es noch nicht. Borchert mußte das alles erst noch zu Papier bringen!

„Ich bin Schauspieler“, sagte er.

Ich kannte in groben Zügen seine Biografie. Wußte, daß er die Buchhändlerausbildung abgebrochen hatte, um sich als Schauspieler zu versuchen. Der Krieg, die Einberufung, war ihm dazwischen gekommen. Man schickte ihn an die Front. Ein Durchschuß durch die linke Hand erlöste ihn – und kostete ihn einen Mittelfinger. Unwillkürlich fiel mein Blick darauf. Er bemerkte es und hob die Hand ein wenig hoch.

„Ein Gruß aus Rußland“, sagte er.

Man warf ihm Selbstverstümmelung vor. Doch das ließ sich nicht beweisen. Stattdessen brachten ihn staatskritische Briefe hinter Gitter und kosteten ihn fast das Leben. Wochen mußte er in einer Todeszelle verbringen, bis das Urteil aufgehoben wurde – oder besser gesagt: umgewandelt. Statt sicherer Tod durch den Henker der fast ebenso sichere Tod durch „Frontbewährung“. Wieder ging es an die vordersten Linien. Erfrie-



rungen, Fleckfieber, Diphtherie ruinierten letztlich seinen Körper. Er kam ins Seuchenlazarett und war danach nur noch für die Truppenbetreuung im Fronttheater tauglich.

„Ich bin im Fronttheater aufgetreten“, erzählte er mir prompt. „Da hat mich jemand denunziert. Neun Monate für den Satz: *Lügen haben kurze Beine*. Angeblich eine Anspielung auf den Propagandaminister. So sah es jedenfalls das Gericht ...“ Er lachte, wenn auch bitter.

„Und was ist mir dir?“

„Ich soll gegen eine Fahne gepinkelt haben.“

„Du sollst was ...?“

„Eine Hakenkreuzfahne. Sie hing im Hof einer Kneipe. Im Dunkeln habe ich sie nicht gesehen. Ich habe auch nicht *gegen* sie gepinkelt, sondern nur *darunter* ...“

Borchert brach in lautes Lachen aus, was jedoch rasch in einen Hustenanfall überging. Ich klopfte ihm auf den Rücken, als hätte er sich verschluckt. Wirkliche Erleichterung brachte ihm das nicht. Nachdem er sich wieder beruhigt hatte, reichte er mir freundschaftlich die Hand. Eine schmale, schüchterne, zurückhaltende Hand, wie ich fand. So wie er insgesamt einen eher zurückhaltenden

Eindruck auf mich machte und alles in allem ziemlich mitgenommenen wirkte, erschöpft, ausgezehrt, verbraucht. Der Krieg hatte ihm sichtlich zugesetzt. Doch schien er trotz seiner angeschlagenen Verfassung mit einer enormen Willenskraft ausgestattet zu sein, all das zu überstehen. Eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Leben loderte in ihm, nach Freisein, nach Jugend, die man ihm brutal gestohlen hatte.

Ich wagte nicht, ihn über meine Herkunft aufzuklären, schon gar nicht über das, was ich über ihn wußte, über das wenig erfreuliche Schicksal, das ihn erwartete, sein früher Tod nur ein paar Jahre nach dem Krieg. Ich bedauerte das zutiefst, wußte aber, daß mir jede Macht und Möglichkeit fehlte, irgendetwas dagegen zu tun, irgendetwas am Lauf der Dinge zu ändern. Es war, als schleppte ihn die Zeit, die Unerbittliche, in ihren Zähnen wie eine Beute auf das Vorbestimmte zu.

Ich hätte ihm tausend Fragen stellen können, doch ich spürte, daß er auch nach Ruhe suchte, um eigenen Gedanken nachzuhängen. Dabei überfielen ihn immer wieder Erinnerungen an die Front, alptraumhafte Rückblenden. Manchmal sumimte er wirre Verse vor sich hin, wie: „Zicke-

zackejuppheidi schneidig ist die Infanterie ...“  
Oder er murmelte selbstgesprächig: „57 haben sie bei Woronesch begraben. 57, die hatten keine Ahnung ... Vorher haben sie noch gesungen. Hinterher haben sie nichts mehr gesagt ... Einer hatte nach Hause geschrieben: *Dann kaufen wir uns ein Grammophon* ... Er hat das Grammophon nicht gekauft. Er liegt bei Woronesch und die anderen auch. Nur ICH war nicht ganz tot. Ich war noch ein bißchen lebendig. Mich haben sie vergessen ...“  
Es klang fast so, als würde er sich ungerecht behandelt fühlen – vom Tod.

„Wir mußten Gräber in den gefrorenen Boden sprengen“, erzählte er mir. „Die Toten waren steif und krumm vor Kälte, man konnte sie da nicht ohne weiteres hineinquetschen. Jeden Tag sieben oder acht Gräber. Manchmal auch elf oder mehr. Das knirschte, wenn wir sie in die engen Gruben klemmten. Die Erde war so hart und eisig und unbequem ... Das sollten sie nun den ganzen Tod lang aushalten! ... Immer abends, wenn ich wach liege, auf den Schlaf warte, höre ich es knirschen, als wenn Glas zermahlen wird ...“

Ich wußte, eines Tages würde er das alles aus sich herausbrüllen, aufs Papier brüllen – in der kurzen

Zeit, die ihm nach dem Krieg bleiben sollte. Jetzt ging es ihm wie ein Karussell im Kopf herum, wie eine außer Rand und Band geratene Geisterbahn. Bei manchen Versen schlich sich auch ein seltsam irres Lächeln in sein Gesicht, eine schwer beschreibbare fatalistische Freude wie bei einem Wahnsinnigen, der in der Gummizelle seine Matratze angezündet hat und nun schadenfroh dabei zusieht, wie sie sich in stinkende Asche verwandelt: „Es war einmal ein Känguruh / das nähte sich den Beutel zu / mit einer Nagelfeile / aus lauter Langeweile ...“

Das wiederholte er oft und gern, und ich verstand erst nicht, was es sollte, hielt es für einen Kinderreim. Bis er mir von der Sache mit seinem Kommandeur berichtete. Der war auf russische Weiber scharf gewesen, ließ regelmäßig welche zu sich bringen. „Eine hat ihm den Kopf abgehauen“, sagte Borchert. „Einfach so. Dann trug sie den Kopf im Kleid vor sich her. Wie ein Känguruh sah sie aus. Und die Leute schrien ...“

Warum die Frau das getan hatte – Borchert konnte es mir nicht sagen, wußte es offenbar selbst nicht. Vielleicht Rache? Blanker Haß? Eine überzeugte Patriotin, Partisanin? Oder einfach eine Wahnsin-

nige? Eine von vielen, die der Krieg in den Wahnsinn getrieben hatte?

Angesichts von Schrecknissen wie diesen konnten wir uns im Grunde glücklich schätzen, in der Zelle eingeschlossen zu sein. Hinter der massiven Tür mit ihren eisernen Beschlägen genossen wir das unerhörte Privileg einer vergleichsweise sicheren Unterbringung. Zumindest schoß hier niemand auf uns. Seit meiner Einlieferung in das Gefängnis hatte es auch keinen Luftangriff gegeben, keine Bombardierung der Stadt. So hatten wir Ruhe in den Nächten, starrten ins Dunkel, redeten und schwiegen. Borchert hatte seine Hundebblume sorgfältig gepreßt, hütete sie wie eine geheime Geliebte, legte sie behutsam neben sich ab, schlief an ihrer Seite. Er sprach oft von Frauen – oder wohl eher Mädchenbekanntschaften. Von Karin, „mit Haaren wie eine Zigeunerin“. Oder Ali – „butterblond, so hell wie Seesand“. Carola, „rehbeinig“ – das schien ihm zu gefallen. „Ihre braunen Augen machten einen ganz verrückt ...“, schwärmte er mir vor. Und jammerte sogleich: „Im Finstern ist es besser, wenn man eine bei sich hat. Dann ist das Finstersein nicht so groß. Und nicht so kalt ...“  
Vielleicht hatte sein Kommandeur das auch

gedacht, als er die Russin zu sich nahm?

Ich fragte mich die ganze Zeit, was Sylvia machte. Ob sie mich vermißte, nach mir suchte? Hielt sie mich vielleicht für tot? Das konnte gut sein. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich hier schon festsaf, hatte die Tage nicht gezählt. War das nicht verrückt: Wenn ich jetzt, in dieser Zelle, sterben würde, käme ich in zirka zwanzig, fünfundzwanzig Jahren wieder auf die Welt. Um dann, in meinem späteren Leben, durch ein Zeitloch in dieser Zelle zu landen. Ein endloser Kreislauf, in dem ich alles immer und immer wieder neu erleben müßte. Oder angenommen, ich würde jetzt noch zwanzig, fünfundzwanzig Jahre leben und schließlich das Jahr meiner Geburt erreichen – dann wäre ich ein alter Mann und ein Säugling zugleich. Wie sollte das gehen? Mir fehlte nach wie vor jede Erklärung für meinen Zustand. Wie ich in diese absurde Situation geraten konnte. Ich war ja nur durch die Hintertür von Georgs Kneipe in den Hof hinausgetreten – und hatte dabei offensichtlich eine unsichtbare Wand durchschritten. Eine *Zeitschranke*. Eine Schleuse in eine andere Dimension. Wie Alice im Wunderland. Statt eines weißen Kaninchens war mir Wolfgang Borchert begegnet. Das konnte

man ja in gewisser Weise sogar spannend finden. Dennoch wünschte ich mir nichts sehnlicher, als zurückkehren zu können in meine gewohnte Zeit, zurück nach Hause. An Sylvias Seite. Ich bereute zutiefst unseren Streit, der sich wie immer an Kleinigkeiten entzündet hatte.

Borchert fragte mich, ob draußen eine auf mich warte. Draußen! Er ahnte ja nicht, was das für mich hieß! Nicht draußen, vor der Zellentür, nicht vor dem Gefängnis, nicht in der nächsten Stadt und nicht in einem fernen Land, sondern weiter, viel weiter weg, unerreichbar weit draußen. Zu weit, um es Borchert begreifbar zu machen, zumal ich es selbst nicht begriff. Eigentlich hätte ich auf seine Frage antworten müssen: „Ja, da wartet eine. Zumindest hoffe ich es. Sie lebt in einer anderen Zeit.“ Dann hätte mich Borchert höchstwahrscheinlich für verrückt gehalten wie jeder andere auch. Das mit der Zeit ließ ich also weg.

„Sie heißt Sylvia“, sagte ich nur, und weil er mich darum bat, versuchte ich, sie ihm ein bißchen zu beschreiben. Er hörte aufmerksam zu und bot mir seinerseits eine Vorstellung von Heidi an. Einer Freundin, die offenbar besondere Bedeutung für ihn hatte. „Drei Monate lang waren wir ein Paar“,

sagte er. „Wir standen zusammen auf der Bühne. Bis ich einberufen wurde. Ich hoffe, daß sie auf mich wartet, mich nicht vergißt.“

Mehr Stunden als mit ihr oder mit anderen Frauen hatte er bis zu diesem Tag in Schützengräben und Gefängniszellen verbracht. In seinen Texten sollte sich das widerspiegeln. Seine Erschütterung. In seinem Schreibstil, der von auffallend vielen Wiederholungen geprägt ist. Wie Reden eines Stotterers. Eines Verstörten. Eines Kriegstraumatisierten. Eines jungen Mannes, der eigentlich nur Schauspieler und Poet sein wollte und dem das Entsetzen die Sprache verschlagen hatte. Der verzweifelt nach Worten rang und sich nach Liebe sehnte und auf den, ohne daß er es wissen konnte, ein trauriges Schicksal wartete.

Borchert schwieg jetzt. War eingeschlafen. Fing leise zu schnarchen an. Er hatte es geschafft, der Zelle zu entkommen. War jetzt bei Heidi, Karen, Ali oder Carola. Ein Schimmer Mondlicht breitete sich bleich und farblos in der Zelle aus. Unwillkürlich kamen mir die bekannten Worte Nietzsches in den Sinn: „Eher will ich an den Mann im Monde glauben als an das Weib ...“ Ob Sylvia mich vermißte? Nach mir suchte? Ich konnte sie nicht



anrufen, nicht irgendwie erreichen. In ihrer Zeit, aus der es mich hierher verschlagen hatte, war sie weiter von mir entfernt als der Mond.